

# Heimito von Doderer – Zauberhafte Beobachtung

von Caroline Sommerfeld

Heimito von Doderer, geboren am 5. September 1896 in Weidlingau bei Wien, Österreichs berühmtester Schriftsteller trotz »Nazivergangenheit«, war ein veritabler europäischer Moralist, einer von der beobachtenden Sorte. Er starb am 23. Dezember 1966, sein Todestag jährt sich heuer zum 50. Mal. Erst im fortgeschrittenen Alter wurde er, der zuerst erfolglos Kurzprosa schrieb, mittelalterliche und frühneuzeitliche Geschichte studierte und in Wiener Secessionskreisen verkehrte, dem deutschsprachigen Lesepublikum als der österreichische Gegenwartsautor bekannt. In den 50er Jahren unterhielt Doderer mit Carl Schmitt und Armin Mohler Briefwechsel und war überzeugt, daß Ernst Jünger neben seinem Freund Albert Paris Gütersloh »der größte deutsche Schriftsteller überhaupt sei«. In dieser Linie läßt er sich lesen, und diese wiederum von der Moralistik her, die man seit dem 16./17. Jahrhundert mit Namen wie Macchiavelli, Gracián, Montaigne, La Rochefoucauld, Rivarol verbindet. Sie ist etwas, das sehr wenig mit Moral, dagegen sehr viel mit den »Mores« zu tun hat, das heißt mit den Lebens- und Seinsweisen des Menschen in ihrer »reinen, auch »unmoralischen« Tatsächlichkeit« (Hugo Friedrich).

Doderer hat Zeit seines schriftstellerischen Tuns parallel Aphorismen produziert, teilweise aus seinen Romanen herauskopiert, teilweise eigens für sein alphabetisch angeordnetes *Repertorium. Ein Begreifbuch von höheren und niederen Lebens-Sachen* von 1941 bis 1966 verfaßt. Manche seiner Figuren sprechen geradezu in Aphorismen, er zitiert auch mitunter seine *Alter-ego*-Protagonisten Sektionsrat Geyrenhoff, Leonhard Kakabsa, René Stangler und Kajetan Schlaggenberg aus den *Dämonen* (1956), als wären sie Kollegen. Heimito (der singuläre Vorname ist eine Erfindung seiner offenbar auch mit der Kunst des Fabulierens begabten Mutter Wilhelmine, der der spanische Name »Jaime«, Koseform »Jaimito«, so gefiel, daß sie ihn eindeutschte, dem Jungen blieb der Spitzname »Heimchen«), Heimito von Doderer also (das adlige »von« war in Österreich seit Republikgründung 1919 abgeschafft, als Künstlernamen jedoch zulässig, und wer wollte sich damit lieber zieren als so jemand wie Doderer, dem das Zeitaktuelle immer zuwider war?), lebte fast ausschließlich in Wien.

Er existierte in ärmlichen Verhältnissen, sein Adel nur mehr Papierform, seine verschiedenen »Ateliers« waren spartanisch und nie von einer Frau (er war zweimal immerhin verheiratet) mitbewohnt oder mit ordnender Hand geschlichtet. 1916 geriet Doderer in russische Kriegsgefangenschaft und kehrte erst 1920 zurück, weil der Zug der Freigelassenen an der ukrainischen Grenze kehrtmachen mußte und zurück in andere Lager noch weiter nördlich geleitet wurde. Doderer blieb immer klaglos, Kriegsgefangenschaft war für ihn kein Grund, sich den schnöden Zeitläuften außer durch innere Distanzierung zu widersetzen: »Mich soll alles Derartige nicht hindern, das Provisorium, in welchem wir leben, als ein Seiendes zu apperzipieren« (*Tangenten*, S. 333) – schrieb er 1945 in gleichermaßen

»Man muß den Mantel konkreter Tätigkeit im Alter dichter um die Schultern ziehen, um bei herandrängender Weltraumkälte bestehen zu können.«

*Repertorium*, »Alter« für H.

»Jeder großen (Geschichte constituierenden) Nation gehört man durch Wahl an. (Auch wenn man innerhalb ihrer geboren worden ist. Dieses Factum müsste auch erst eingeholt werden. Dem schon fliegenden Pfeil die Spitze aufzusetzen, bleibt die entscheidende Kunstleistung jedes Lebens; und Kultur ist eingeholte Natur.) Ich für meinen Teil bin Wahl-Österreicher, obwohl ich im Wienerwalde geboren bin; und ich vermeine, auch mein Standpunkt bildet den Start zum Rückzug auf einen festen Kern.«

Brief vom 25. Juni 1952, Heimito von Doderer/ Armin Mohler. Briefwechsel 1952–1965, in: »*Flügel und Extreme*«. Aspekte der geistigen Entwicklung Heimito von Doderers, Würzburg 1999, S. 92–129, hier S. 105.

mißlicher Lage. Die Jahre 1940 bis 1945 waren für das Werk Doderers ein entscheidender Abschnitt. Während er, im Alter von über 40 Jahren unfreiwillig ein zweites Mal zur Wehrmacht beordert, »im Bauch des Leviathans« durch halb Europa geschleift wurde und schließlich in Norwegen in nun britische Kriegsgefangenschaft geriet, dokumentierte er keinesfalls das Tagesgeschehen oder politische Einlassungen, sondern notierte Aphorismen, (oft autodidaktische) Reflexionen über philosophische Gedankengebäude, Charakterisierungen seiner Romanfiguren, entwarf seine Bücher buchstäblich an Reißbrettern und extrahierte daraus anthropologische Maximen.

Und er schrieb von 1931 bis 1940 unter dem für ihn erotisch-geheimen Arbeitstitel »Dicke Damen« seinen besten Roman, eine wahre »Konstruktionsmonstrosität« (Mosebach). Erst Jahre nach dem Krieg ist dieser Text als *Die Dämonen* (Titel und Inhalt spielen mit Dostojewskis *Dämonen* und »DD« – »Dicke Damen«) erschienen. In der Erstfassung nannte er ihn »Die Dämonen der Ostmark«, ausprobierend, ob man dem für Doderer lebenslang untergründig wirksamen Gegensatz von Juden und Ariern Romanform geben könnte. Eine Revision des Textes 1939/40 führte aber schon damals zum Verwerfen dieses psychohistorischen Programms. Was blieb, war ein hochkomplexer Wien-Roman der Zwischenkriegsjahre (*Die Strudlhofstiege* gehört als Prequel zum Komplex der *Dämonen*) mit mindestens vier Doderer-Reinkarnationen und naturalistischen Kaffeehauszenen mit »dicken Damen« (unbeschreiblich deren wohlverschnürte, duftende Körperfülle und ihr Mitteilungsdrang, sie hätten hunderte Telefone zugleich haben müssen, um ihre gesprächsweise Existenz sogleich zu verdoppeln, indes, der »Döblinger Hof« verfügte 1926 nur über zwei Telefonzellen).

Doderer als Moralist also. Es gibt in der europäischen Tradition zwei Arten von Moralisten, die »Erkenne-die-Lage-Moralisten« und die »Distinguierer«. Die ersteren formulieren Verhaltenslehren in einer agonalen Gesellschaft, pragmatische Handlungsmaximen, »Handorakel« zur schnellen Orientierung in den Niederungen der politischen Macht. Zu ihnen gehören politische Köpfe wie Macchiavelli, Gracián, Brecht, Carl Schmitt und der Doderer ebenfalls wohlbekannte Franz Blei.

»Von mir selbst habe ich nichts Ganzes aus einem Stücke, nichts Einfaches, nichts Festes ohne Verwirrung und ohne Beimischung anzuführen, nichts, was ich in ein Wort fassen könnte. Distinguo ist das allgemeine Glied meiner Logik«, schrieb Michel de Montaigne in seinen *Essais* 1580. So ein Distinguierer war auch Heimito von Doderer. Der schrieb in beobachtendem Gestus 1962, die Lage wolle »appercipiert, nicht kritisiert sein; und sie wird sichtbar im Zerfall der falschen Ganzheiten. Nur wer den Mut hat, jene zerfallen zu lassen in der unvorgeordneten Apperceptivität, wird den Grund jeder Lage – im doppelten Sinne – erblicken«. (Doderer, *Repertorium*, »Jetzt«)

Martin Mosebach hat in dem brillanten Vortragstext *Die Kunst des Bogenschießens und der Roman* (2006) Doderers physische (Bogenschießen!) und seelische Haltung über dessen bei Kant geklauten Lieblingsbegriff der »Apperzeption« erschlossen: »das Bereitsein, die Signale und Prägungen der Dingwelt und die aufsteigenden Bilder der Erinnerung zu empfangen.« Mehr muß ein Schriftsteller, für Doderer weit mehr als ein Beruf, eine Existenzform, nicht tun, aber dies ist eine schwere Aufgabe der Selbstzurücknahme.

### »Eine in erster Linie sprachliche Katastrophe« – die Niederungen der Politik

»Es grollt im Gedärm der Stadt, Stürme ziehn vorüber, es dröhnt und trommelt, fast wie einst, dahinten in der Ferne der Jahre, damals in jenem Kriege. Das kommt vom Stollen der Untergrundbahn, welcher nahebei liegt. Man denkt vielleicht an den Krieg. Man sieht wieder den Himmel über der Frühjahrsschlacht einen Augenblick lang, die kompakt aufschießenden Erdbäumchen einschlagender Geschosse, Kegel, die auf der Spitze stehen, noch dick vom emporgerissenen Boden, körperhaft, jetzt in Brok-





Max Beckmann: Quappi  
in pinkem Pullover, Öl,  
1932–34.

»Jede wirkliche Apperzeption ist konservierend. Was man genau sehen will, wünscht man nicht geändert zu haben. Der Grundzug des Geistes in Bezug auf die Objektswelt [sic!] ist konservativ.«

*Tangenten*, S. 92.

ken spritzend, im Qualm verschwebend. Du Leben. Jetzt hat man diese Anstellung.« (Doderer, *Ein Mord, den jeder begeht*, S. 289f.)

Das ist aus seinem zweiten Roman und – soweit ich weiß – die einzige Romanstelle seines Gesamtwerks, an der er – halb expressionistisch, halb neusachlich – explizit auf den Krieg rekurrierte. Lesern, die dem Schiffbruch des 20. Jahrhunderts von der Zuschauertribüne aus zuschauten, mußte es auffallen, daß er die Weltkriege umfuhr, als habe es sie nicht gegeben. Tagebuchstellen verfuhrten ironisierend, etwa aus dem Jahre 1945: »Und jetzt sollen wir noch hintnach Notiz nehmen?« (*Tangenten*, S. 329). Er hat dem Zeitgeist nicht einmal »den kleinen Finger gereicht« (Mosebach). Ist das *Escapism*, wie Doderer sich selber, die öffentliche Nachkriegs-Außenperspektive probenhalber einmal annehmend, fragte?

Franz Schuh hat einmal bemerkt, Doderers Liebe sei »die eines scharf vom Mitmenschen getrennten Individuums, das eigenmächtig einen anderen Menschen heranzieht oder abstößt«. Er hat sie abgestoßen. Seine Biographen ähneln sich darin, daß sie ihren Autor nicht mögen: Wolfgang Fleischer war in den letzten Jahren des Schriftstellers sein junger Sekretär für Briefpost und andere Erledigungen und wurde nach Doderers Tod 1966 beschäftigungslos und ressentimentgeladen. *Das verleugnete Leben* hieß dann auch seine Abrechnung mit seinem Chef, dessen Verstrickung ins Dritte Reich er penibel rekonstruierte. Von Fleischer kommt auch die Verleumdung, Doderer sei 1933 »Illegaler« gewesen, also Nationalsozialist, als die NSDAP verboten war, was durchaus unrühmlicher wäre, als bloß ein »Märzgefallener« zu sein. Und Alexandra Kleinlercher pickte sich dann gleich nur diesen Bestandteil des Lebens heraus: *Zwischen Wahrheit und Dichtung. Antisemitismus und Nationalsozialismus bei Heimito von Doderer* erschien 2006. Sie stellte klar, daß Doderer es geschafft

hatte, genau in den zwei Monaten in die Auslandspartei einzutreten, wo diese weder verboten noch die Republik abgeschafft war, nämlich am 1. April 1933, was Doderers Biograph Klaus Nüchtern süffisant für »keinen Aprilscherz!« hielt.

Was bewog den weltfernen »Distinguierer« dazu, in die NSDAP einzutreten? Antisemitismus und Karrieregeilheit, meinen die drei Biographen. Ich habe da noch einen anderen Verdacht: Doderer hatte einen ähnlichen Humanismus ausgebildet wie seinerzeit Gottfried Benn. Wo jener die »Dorische Welt« beschwor, versuchte dieser »mit (seinem) ›konstruktiven Denken‹ eines neuen Römischen Reiches im Jahre 1933« (*Tangenten*, S. 472) ganz ahistorisch, wie Humanisten nun einmal sind, in die Geschichte einzutreten. Doderer war so beschaffen, daß er das wirklich glaubte, ein »Strong poet« (Harold Bloom), kein »Erkenne-die-Lage«-Moralist. Folgerichtig sah er nach der deutschen Niederlage diesen Weltuntergang auch als eine »in erster Linie sprachliche Katastrophe« (*Tangenten*, S. 414). Das muß erklärt werden, hält man sonst Doderer spätestens jetzt wohl für einen völlig traumtänzerischen Ästhetizisten.

Er hat bestimmte Begriffe in eine fast wittgensteinsche Privatsprache übersetzt, die mit der normalsprachlichen Bedeutung nur mehr den Ursprung gemein hat. Das »Sprachliche«, »der Schriftsteller«, »die Apperzeptivität« und »die Erotik« sind seine substantiellen Existentialien. Thomas von Aquin, den er als Katechumene 1940 rezipierte – katholisch mußte Doderer auch erst noch sekundär werden, worauf er seitdem schwer bedauerte, es nicht von Kindheit an gewesen zu sein –, unterschied die Existentialien in *Substantia* und *Accidens*. Der Konvertit hielt sowohl seine eigene nationalsozialistische Phantasterei für »akzidentuell« als auch den gesamten NS für ein Verfehlen menschlicher »Substanz«, eine »Tonnenexistenz« in der »verminderten Wirklichkeit«.

Er verschrieb sich der »Apperzeption« der phänomenalen Welt in einem Grade, der ihn davor verschonte, in die Zeitläufte zu intervenieren und sich mit den Mitmenschen »gemein« zu machen (auch so eine gestei-

gerte Wortkadenz: »das Allgemeine« – »das All-Gemeine« – »das Gemeine«).

Doderers Konservatismus ist kein politischer, sondern ein moralistischer: »Ge-lassenheit« der Objektwelt gegenüber, um sie sezieren zu können bei lebendigem Leibe.

Heimito von Doderer als konservativen Schriftsteller zu vereinnahmen, ist ein unmögliches Unterfangen. Zum einen ist sein Konservatismus vor allem ein epistemologischer, »privatsprachlicher« – für ihn folgt aus der objektgemäßen Apperzeption, daß das empirisch Gegebene ihr nicht entgleiten darf, man es nicht verändern dürfe, sondern konservierend nur wahrnehmen könnte, »damit wir's sähen, grad im aufblitzenden Scheine des Verlusts« (*Repertorium*, »rechts und links«). Zum anderen ist ebendiese konservierende Wahrnehmung mit keiner politischen Tendenz zusammenzubringen, weil diese sofort »Apperzeptionsverweigerungen« manifestieren, Urteile enthalten, eine »Figur« aus einem Schriftsteller machen würde. Wer's trotzdem versucht und sich seinen Doderer als konservativen Vordenker zurechttut, bleibt in den Maschen seiner feinen Textgewebe hängen. »Apperzeptionsverweigerer« sind mit Doderer nicht bloß die ihm verächtlichen linken Revolutionäre, sondern jeder, der seinen moralistischen Stoizismus der Ge-lassenheit nicht durchhält.

*Die Strudlhofstiege*, Doderers berühmtester Roman, erschienen 1951. Eva Menasse hat in diesem 50. Todesjahr Doderers Leben in Bildern klug kommentiert. Sie hält diesen Roman als Einstiegsdroge ins Werk für ganz ungeeignet, zu verwirrend, zu voraussetzungsreich. Vielleicht ist der barocke Kontrast zur Kahlschlagliteratur der Nachkriegszeit den Zeitgenossen so wohltuend erschienen, daß der *Spiegel* (23/1957) auf dem Höhepunkt seines Ruhms ein rahmensprengendes Riesendodererphoto auf dem Titel hatte, darunter »Roman vom Reißbrett«. *Die Strudlhofstiege* (sowohl die reale im neunten Bezirk in Wien als auch der Text) ist gefinkelt konstruiert: »Ein Werk der Erzählungskunst ist es um so mehr, je weniger man durch eine Inhaltsangabe davon eine Vorstellung geben kann« (*Repertorium*, S. 72). Doch ist der historische Inhalt des geschilderten 20er-Jahre-Wiens von derartig überzeitlicher Reichweite, daß man davon im Kopf nicht mehr loskommt. Und nach der Lektüre der nebenstehenden Zeilen kann doch kein Empfinden der Österreicher mehr behaupten, damalige und heutige Einwanderung seien ein und dasselbe!

## Die Lust am Groben

»Man sage, was man will, selbst bei der Tugend ist der letzte Zweck, den wir bezielen, Wollust. [...] Diese Wollust ist dadurch, daß sie lebhaft, nervigt, stark und männlich ist, nur um so wollüstiger. Und ihr sollten wir den Namen des angenehmsten, süßesten und natürlichsten Vergnügens geben, nicht dem Vergnügen der Kraft der Gesundheit, wofür wir es gebrauchen.« (Montaigne: *Essais*, S. 7f.).

Heimito von Doderer als Wollüstling in diesem Sinne zu sehen, kommt ihm vielleicht recht nahe. Seine Romane sind durchzogen vom Erotischen, durchaus auch Perversen, jedenfalls entschieden Männlichen. Das Männliche ist grob, aber keinesfalls niedrig, und läßt sich im Zweifelsfalle in daniil-charmanter »Sexualgroteske« (Max Goldt) auffangen.

*Die Merowinger oder Die totale Familie* (1962) ist ein grober Streich: Childerich III., der letzte der Merowinger, Jahrgang wie Doderer 1896, strotzt vor Kraft und dem hanebüchenen Plan, alle Glieder der Adelsfamilie von Bartenbruch in seiner eigenen Person zu verkörpern. Dazu muß er erst einmal einige Gattinnen erledigen, niemals justitiabel, eher durch Kraft seiner Lenden und deren Dekadenz, legt sich alle Bartrachten der verblichenen Männer seines Geschlechts nach und nach zu, um schließlich doch beim Psychologen Prof. Horn sonderbaren Heilkuren (Herumführen an der »Nasenzange«, »Wuthäuslein«) unterzogen werden zu müssen, um seine hypervirilen Wutausbrüche abmildern zu lassen. Er zeugt, brüllt und schlägt sich durchs Leben. Diesen Typus nicht zu psychologisieren, ist in der Liebessemantik des angehenden 20. Jahrhunderts in Wien schlechterdings unmöglich. Doderer gelingt es, indem er – wie schon zuvor in *Ein Mord, den jeder begeht* – allenthalben einstreut, wie man das zu Beschreibende jetzt in psychologischer Fachsprache bezeichnen würde, dies auch mit einem Wort tut, um danach, mit völlig anderen Worten ansetzend, das Phänomen neu zu beschreiben.

»Als Mary K.s Gatte noch lebte, Oskar hieß er, und sie selbst noch auf zwei sehr schönen Beinen ging (das rechte hat ihr, unweit ihrer Wohnung, am 21. September 1925 die Straßenbahn über dem Knie abgefahren), tauchte ein gewisser Doktor Negria auf, ein junger rumänischer Arzt, der hier zu Wien an der berühmten Fakultät sich fortbildete und im Allgemeinen Krankenhaus seine Jahre machte. Solche Rumänen und Bulgaren hat es zu Wien immer gegeben, meist im Umkreise der Universität oder der Musik-Akademie. Man war sie gewohnt: ihre Art zu sprechen, die immer mehr mit dem Österreichischen sich durchsetzte, ihre dicken Haarwirbel über der Stirn, ihre Gewohnheit, stets in den besten Villenvierteln zu wohnen, denn alle diese jungen Herren aus Bukarest oder Sofia waren wohlhabend oder hatten wohlhabende Väter. Sie blieben durchaus Fremde (denen aus der Heimat andauernd ungeheure Pakete mit ihren nationalen Lekerbissen zugingen), nicht so konsolidiert fremd wie die Norddeutschen zwar, sondern mehr eine sozusagen hiesige Einrichtung, dennoch eben »Balkanenser«, weil auch bei ihnen sich das Spezifische ihres Sprechtones nie ganz verlor.«

*Die Strudlhofstiege*, S. 9.

»Puskov sagte: – Die Frau ist die Werkbank der Liebe, – und schon hatte er eine in der Fresse.

– Aber was ist denn los, Genossen! Dann sage ich eben nichts mehr, sagte Puskov aber nachdem er eine Viertelminute gewartet hatte er fort: Die Frau ist so gebaut, daß sie ganz weich und feucht ist.

Da hauten sie Puskov wieder eine in die Fresse. Puskov versuchte, so zu tun als hätte er nichts bemerkt, und fuhr fort: – Wenn man an einer Frau riecht ...

Aber da hauten sie Puskov eine solche in die Fresse, daß er sich an die Wange griff und sagte: – Genossen, unter solchen Umständen ist es unmöglich, einen Vortrag zu halten. Wenn sich das noch einmal wiederholt, werde ich schweigen.«

Daniil Charms,  
*Der Vortrag*, 1940

#### Bibliographie (in Auswahl):

*Ein Mord, den jeder begeht*, München 1938, zuletzt ebd. 2016;

*Die Strudlhofstiege oder Melzer und die Tiefe der Jahre*, München 1951, zuletzt ebd. 2013;

*Die Dämonen. Nach der Chronik des Sektionsrates Geyrenhoff*, München 1956, zuletzt ebd. 2008;

*Die Merowinger oder Die totale Familie*, München 1962, zuletzt ebd. 2016;

*Tangenten. Tagebuch eines Schriftstellers 1940–1950*, München 1964, zuletzt ebd. 1995;

*Repertorium*, München 1969, zuletzt ebd. 1996.

#### Literaturhinweise:

Wolfgang Fleischer:  
*Das verleugnete Leben*, Wien 1996;

Alexandra Kleinlercher:  
*Zwischen Wahrheit und Dichtung. Antisemitismus und Nationalsozialismus bei Heimito von Doderer*, Berlin/ Wien 2011;

Eva Menasse:  
*Heimito von Doderer*, Berlin/München 2016;

Klaus Nüchtern: *Kontinent Doderer. Eine Durchquerung*, München 2016.

»Den Merowinger jedoch ergriff ein dunkler Paroxysmus, welcher über seine ohnehin schon etwas stürmische Auffassung vom Eheleben noch hinausging. [...] Der Knebelbart, welchen er, seinen Großvater nicht nur ehelich, sondern auch bärtlich beerbend, nunmehr sich wachsen ließ, war nur das erste sichtbare Zeichen neu eröffneter Ausblicke und eines gewaltig sich erhebenden Selbstbewußtseins, welches nun wie ein hochgeschwungenes Brückenjoch über die erniedrigenden Erinnerungen der Jugend hinweg zu führen versprach.« *Merowinger*, S.40

Solches hochgeschwungene Brückenjoch stand Doderer selbst kaum einmal zur Verfügung, entsprechend skrupulös war sein Selbstbewußtsein, schwankte zwischen bartenbruchschen Wutanfällen, selbtherrlicher Schriftstellerarroganz (er hatte vorgedruckte Postkarten, mit denen er eingegangene Fanpost, die Schreibfehler enthielt, abkanzelte) sowie hirzermarternden Gedanken über seine sexuellen Vorlieben (per Inserat suchte er nach »korpulenten Israelitinnen«, die er mit der Samtpeitsche zu traktieren gedachte) und über seine Untauglichkeit zu Familie überhaupt: Wer sich in Familie begäbe, käme darin nur um. Childerich III. wird, statt die »totale Familie« zu errichten, triumphal von seinem karolingischen Hausmeier und einem hinzugerufenen medizinischen Mob rasiert und entmannt.

Außergewöhnlich feinsinnig in der Wahrnehmung und Beschreibungssprache, außergewöhnlich grob und *semper paratus* im Physischen – Doderers Habitus könnte sich fünfzig Jahre später als unkompromittierbar gegenwartstauglich entpuppen. Nicht jeder von Doderers engeren Mitmenschen hat ihn indes ertragen können. Sein bewunderter Guru Albert Paris Gütersloh, Wiener Architekt und Secessionskünstler, mußte überhaupt den ganzen Doderer ertragen, den er als selbsternannten »Schüler« tief verachtete. Der aber verehrte Gütersloh unbeirrt weiter und zitierte jede geistvolle Sentenz.

Doderers erste (jüdische) Frau Gusti Hasterlik mußte wütende antisemitische Tiraden aushalten. Die Biographin Kleinlercher wunderte sich darüber, wie der Schriftsteller denn bloß Antisemit hatte bleiben können, habe er doch anhand seiner Ehefrau erfahren dürfen, daß Juden in Wirklichkeit so schlimm nicht seien. Mancher ist Antisemit aus Ahnungslosigkeit, mancher aus Erfahrung. Heimito von Doderers Lobpreis des Schlangens und der Unbezwingbarkeit der menschlichen Natur ist bewußt antihumanistisch, wer dies beklagt, hat Doderers Metaphern nicht verstanden, und dafür setzt es, wie er im *Repertorium* feststellt, »Schläge auf den Kopf«.

### Wiederverzauberung der Welt

Die Rede von »zauberhafter Beobachtung« kann man unterschiedlich verstehen. So, daß er einfach hinreißend beobachtet. So, daß er beim Beobachten seine Objekte verzaubert. »Ergriffenheit« ist eines der Zauberworte, die Doderer vielschichtig verwendete, auch sein Antisemitismus bestand hauptsächlich darin, daß die Juden sich durch einen wesentlichen »Mangel an Ergriffenheit« auszeichneten, allerdings zieh er auch die Deutschen einer »Abgestorbenheit des unbewußten Denkens, ohne Ergriffenheit« schreibe und lebe dieses Volk. Nur ergriffen kann man zaubern. Heimito von Doderer glaubte wirklich, daß es Drachen gebe, Theorien dazu holte er sich archivarisch kramend heran, aber er war sich dessen so unvordenklich sicher, wie dies nur ein Magier sein kann. *Das letzte Abenteuer* (1953), eine historisierende Kurzerzählung, zeugt davon.

Ich verzaubere jetzt natürlich mein Objekt des Porträts, statt es zu denkonstruieren. »Beobachtung« hat kalt und sachlich zu geschehen, zauberhafte Beobachtung ist ein Widerspruch in sich. »Wir müssen schon ein bißchen kalt, distanziert, konfisziert sein, sonst sieht man unsere Eingeweide, wie bei einem Kaulquapp.« (*Repertorium*, »Bierehrlichkeit«).

Der »Kaulquapp« war eine von Doderers seltsamen Metaphern, in der Aussehen (die »schrägen Augen« tragen nicht nur er selbst, sondern auch Kajetan Schlaggenberg und seine Schwester, die daher den Spitznamen »Quapp« bekommt) und Charakter eingefangen werden (das Durchscheinende, der Apperceptivität zugängliche, das allzu Offene vieler seiner Romangestalten, dazu das Unfertige, Larvenhafte). Der Kaulquapp ist womöglich eine rezente Schrumpfform des Drachens. ■